

Jesus und die soziale Frage

Die von ihrer materiellen und politischen Last befreite Kirche kann sich besser und auf wahrhaft christliche Weise der ganzen Welt zuwenden, wirklich weltoffen sein. Sie kann ihre Berufung zum Dienst der Anbetung Gottes und zum Dienst des Nächsten wieder unbefangener leben. (Freiburg, Sept. 2011)

Papst Benedikt XVI.

In vollkommener Deutlichkeit zeigt sich die Stellung Jesu zur „sozialen Frage“. Allerdings hat er die Armen den Reichen vorgezogen, indem er sagte, ein Reicher könne nicht ins Himmelreich kommen. Aber dieser Ausspruch hat durchaus keine sozialistische Pointe. Die Armen kommen eher ins Himmelreich als die Reichen, weil bei ihnen die Vorbedingungen für ein göttliches, dem Mammon abgewendetes Leben günstiger sind. Ein Reicher wird sich, ob er will oder nicht, mit seinen irdischen Gütern befassen müssen; der Arme ist in der glücklichen Lage, solche von Gott ablenkende Dinge nicht zu besitzen. Der Sozialismus will aber, ganz im Gegenteil, die Armen allmählich in die Vorteile einsetzen, die heutzutage nur die Reichen genießen: und er will, dass jeder Mensch, ob arm oder reich, arbeite. Jesus hingegen stellt die Lilien auf dem Felde und die Sperlinge auf dem Dache als Vorbilder hin. Er weiß, dass im „Segen der Arbeit“ ein geheimer Fluch verborgen ist: die Gier nach Geld, nach Macht, nach Materie. ... Das Verhältnis des Heilands zur sozialen Frage besteht also darin, dass er sie einfach ablehnt. Dinge wie Güterverteilung, Besitz, gerechte Ordnung der Erwerbsverhältnisse: sie gehen ihn gar nichts an. Er erblickt seine Mission darin, die Menschen zum Göttlichen zu führen; ein „sozialer Reformator“ hat es aber immer nur mit der Welt zu tun. Es ist daher die höchste Blasphemie, die man gegen Jesus begehen kann, wenn man ihn in eine Reihe mit jenen Zwerggeistern stellt, die die Menschheit auf nationalökonomischem Wege erlösen wollen. Seine Wohltaten waren geistige, nicht materielle. Jesus hat niemals gegen jene Mächte gekämpft, die der Gegenstand moderner Sozialpolemik sind, wie Bourgeoisie, Bürokratismus, Kapitalismus und dergleichen, weil ihm alle diese Dinge viel zu gleichgültig waren. Er hat immer nur einen Feind erbittert bekämpft: den Teufel im

Menschen, den Materialismus. Aber unsere moderne Zeit glaubt ja nicht mehr an den Teufel, weil sie ihm derart verfallen ist, dass sie ihn gar nicht mehr sieht; und der „Geist“ des Materialismus herrscht heute unter den Enterbten genau so wie unter den Besitzenden. ...

Ganz ähnlich verhält sich Jesus zum Staat. Er hat zwar gesagt: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“, aber auch hier ist es wiederum die tiefe Geringschätzung irdischer Satzungen und Einrichtungen, aus der heraus er dieses Gebot aufstellt. Er empfiehlt, ruhig die vorgeschriebenen Steuern zu zahlen, weil es nicht der Mühe wert ist, sie zu verweigern; denn die Kinder Gottes haben sich um etwas Höheres zu sorgen als um derlei niedrige Politik. Nur ein Mensch ohne Ohr für Nuancen und Untertöne kann die tiefe Ironie verkennen, mit der der Heiland über diese Fragen spricht, sooft er sie berührt. Einen zweifellos ironischen Charakter trägt auch sein Antwort: „Du sagst es“ auf die Frage des Pilatus: „Bist du der Juden König?“. er hält es offenbar für seiner unwürdig, auf solche platte Missverständnisse überhaupt einzugehen; nach Johannes gibt er jedoch eine kurze Erklärung ab, die den Statthalter darüber unterweist, dass er wohl ein König sei, aber ein ganz anderer, als die niedrige Fassungskraft der jüdischen Hierarchen sich vorzustellen vermag.

Die durchgängige Haltung Christi ist einfach die, dass er alles Menschengeschaffene bis zur Lächerlichkeit gleichgültig findet. Dies ist auch seine Ansicht über Ehe und Familie. Ja noch mehr: er verwirft sie, aber in jener milden, duldsamen Art, die den anderen nur das Richtige als Ideal zeigt, ohne es ihnen, wenn sie dafür noch nicht reif sind, aufzwingen zu wollen. Das Wort Jesu an seine Mutter: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“, wohl mehr erstaunt als erzürnt gesprochen, ist eine ungeheure Verlegenheit für die bürgerlichen

Theologen, über die sie gern mit ein paar nichts-sagenden Redensarten hinweggleiten. Als man ihm meldet, dass seine Mutter und seine Brüder mit ihm zu reden suchen, antwortet er nach Matthäus: „Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder?“ und, indem er seine Hand über seine Jünger ausstreckt: „Siehe da, meine Mutter und meine Brüder!“

Was also die wahrhaft christliche Auffassung aller dieser Dinge ist, geht aus den Evangelien für jeden, der sie mit gesundem Verstand und reinem Gefühl zu lesen vermag, ganz unzweideutig hervor. Die Pastoren, die den Rabbinern an Talmudismus nichts nachgeben, haben natürlich versucht, alle diese Äußerungen zu verdrehen, zu verschleifen und in ihr Gegenteil zu kommentieren, und man kann ja in der Tat aus der Bibel alles herauslesen, was man will, wenn man es an der nötigen Aufrichtigkeit oder Unbefangenheit fehlen lässt.

Gott und die Seele sind die einzigen Wirklichkeiten, die Welt aber ist das Unwirkliche: dies ist der Sinn der frohen Botschaft Jesu. Wahres Christentum will niemals die Welt „vervollkommen“, weder sozial noch politisch noch ökonomisch, ja nicht einmal moralisch; denn es lässt sie gar nicht gelten, es bemerkt sie überhaupt nicht. Eine „gerechter geordnete“ Gesellschaft, ein der „allgemeinen Wohlfahrt“ besser angepasstes Dasein: was haben diese oder ähnliche Ziele mit dem Heil der Seele zu tun? Hierin unterscheidet sich das Christentum wesentlich von den beiden anderen monotheistischen Religionen: es ist weder flach weltordnend wie die jüdische Sittenlehre noch barbarisch welterobernd wie der Islam; es ist nicht Verbesserung der Welt nach irgendwelchen noch so edlen oder vernünftigen Prinzipien, sondern Erlösung von der Welt mit allen ihren schädlichen und wohlthätigen, bösen und guten Mächten; es kümmert sich immer nur um die Einzelseele, niemals um die „Allgemeinheit“, den „Fortschritt“, das „Gedeihen der Gattung“ und derlei niedrige Dinge. Wenn wir nun die Reformation vorurteilslos betrachten: nicht als das, was sie ursprünglich wollte, sondern als das, was sie tatsächlich als historische Realität geworden ist, so müssen wir sagen, dass sie einen Rückfall in die beiden anderen monotheistischen Bekenntnisse vorstellt: sie wurde im Luthertum mosaischer Moralismus, im Puritanertum mohammeda-

nischer Imperialismus und bedeutet somit in ihren beiden Hauptformen die völlige Umkehrung und Verneinung des ursprünglichen Sinnes der Verkündigung Christi. Denn diese will gar nichts reformieren: ein so platter Begriff hat in ihr gar keinen Raum. Die Reformation ist nichts als ein tief irreligiöser Versuch, Religion zu erneuern. Wir müssen jedoch hinzufügen, dass sie hierin nur dem Zuge der Zeit folgte: sie konnte gar nicht anders, als sich von der Religion wegbewegen; auch die „Gegenreformation“ ist ja nichts als ein Versuch, die Welt ganz mit demselben Apparat, den der Protestantismus anwendete, wieder katholisch zu machen. Die „heidnische“ Renaissance, die Reformation und die Gegenreformation haben dieselbe Wurzel: sie führen alle drei weg von Gott. ...

Wie der Christengott über die Frage dachte, was besser sei: Schaffen oder Schauen, Arbeiten oder Nichtstun, darüber gibt uns die Geschichte von Martha und Maria die deutlichste Antwort: Maria setzte sich zu Füßen des Herrn und hörte auf seine Rede, Martha aber wurde abgezogen durch mancherlei Dienstleistung. Und sie sprach zum Heiland: „Herr, fragst du nicht danach, dass meine Schwester mich allein dienen lässt?“ Der Herr aber antwortete: „Martha, Martha, du hast viele Sorge und Mühe. Weniges aber tut not oder vielmehr eines. Denn Maria hat das gute Teil erwählt.“

*Aus: KULTURGESCHICHTE DER NEUZEIT
BECK VERLAG 2007*

EGON FRIEDEL

